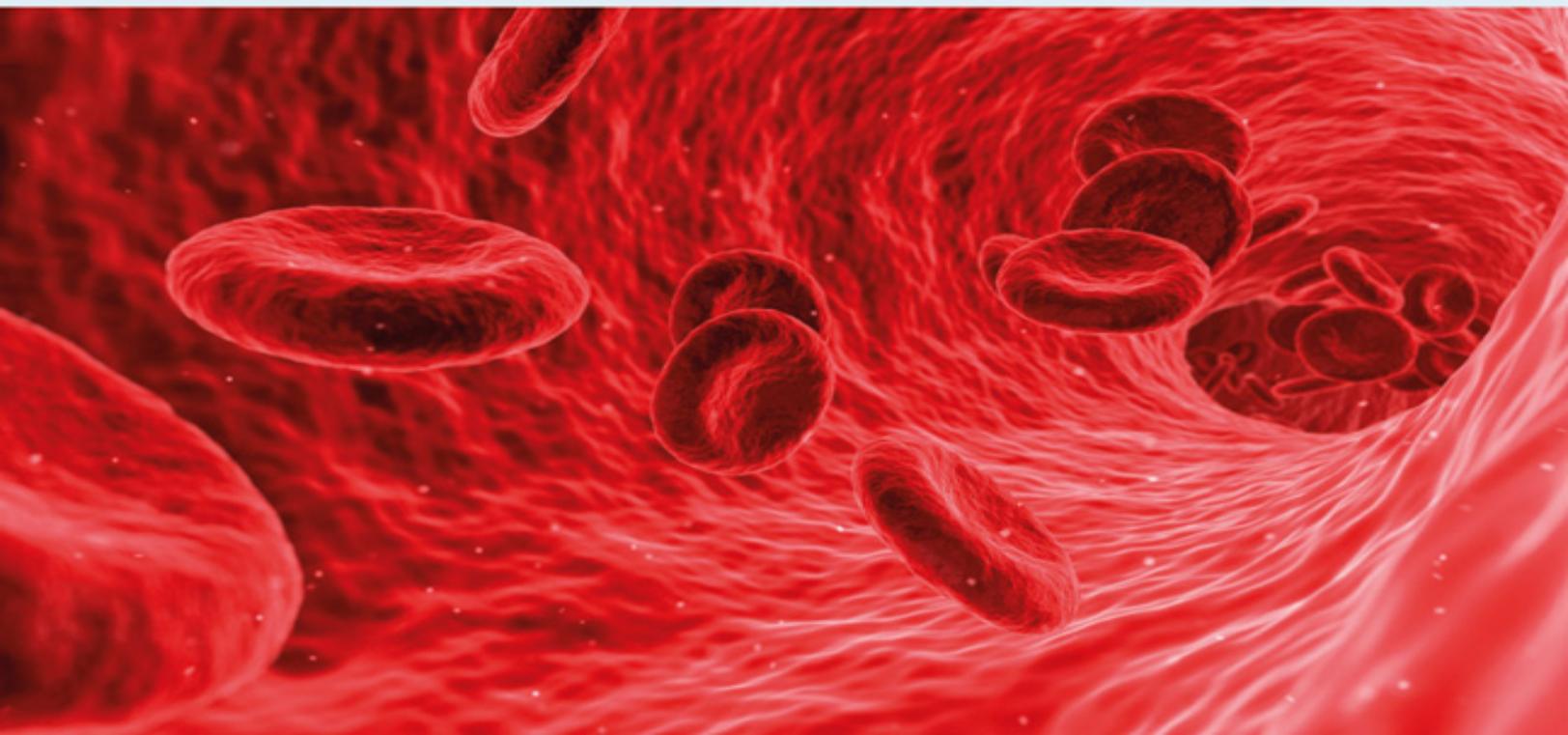


RUDOLF HAUKE

Der fremde Tropfen in meinem Blut

Die Geschichte einer erfolgreichen
Therapie bei einer Krebserkrankung



Krebs ist eine Diagnose, die den daran Erkrankten in voller Härte und meistens unvorbereitet trifft, seine Angehörigen mit tiefer Sorge erfüllt, die Freunde und Kollegen ratlos lässt, ob und wie sie ihm helfen bzw. überhaupt darüber reden können. Den Autor trifft die Diagnose eines Non-Hodgkin-Lymphoms nicht ganz unvorbereitet, da er sie bereits zum dritten Mal gestellt bekommt. Aus diesem Grund ist er auch fest entschlossen, den Krebs nun endgültig loszuwerden und trifft daher konsequente Entscheidungen, die ihm helfen, sich vollständig auf den Therapieplan zu konzentrieren, d. h. er verabschiedet sich vorläufig aus seinem Berufsleben, wechselt den Wohnort und empfängt auch keine Besuche. Zugleich vertraut er sein nunmehr fragil gewordenes Leben einem Gesundheitssystem an, das ihm zwar keine Liebe und Freundschaft ersetzen kann, dafür aber exzellent ausgebildete und erfahrene Ärzte, gut geschultes freundliches Pflegepersonal, ausgereifte Medizintechnik und erstklassige Medikamente zu bieten hat. Und in den Momenten seiner schlimmsten Schmerzen, wo er infolge der Chemotherapie von Fieber, Übelkeit und Durchfall derart geplagt wird, dass er kaum noch einen klaren Gedanken fassen kann, in solchen Momenten also, wo er vollständig auf sein leibhaftes Sein reduziert ist, dankt er diesem oft als veraltet, bürokratisch und überteuert kritisiertem System als einem Kulturgut, ohne das die Zivilisation ihren Namen nicht verdient, insofern sie sich stets an der Qualität ihrer Pflege zu messen hat, die zum Beginn und zum Ethos jeder Kultur gehört. So gesehen ist es durchaus von Bedeutung, dass der Autor viele Jahre lang Co-Vorstand der Kaufmännischen Krankenkasse war und daher seine Erkrankung, die Therapie und den Klinikalltag auch aus dieser allgemeinen Sicht auf das Gesundheitssystem beschreibt, ohne mit Kritik aber auch nicht mit Anerkennung zu sparen. Sein Buch enthält

die Tagebuchaufzeichnungen aus der halbjährigen Kernphase von Diagnose und Therapie sowie einen Ausblick auf den weiteren Heilungsverlauf. Für jedes verkaufte Buch ergeht eine Spende an den Verein für krebskranke Kinder in Hannover.

Inhalt

- I. Vorwort
- II. Vor der Therapie
- III. Ab dem ersten Zyklus
- IV. Ab dem zweiten Zyklus
- V. Ab dem dritten Zyklus
- VI. Hochdosis- und Stammzelltherapie
- VII. Die Zeit danach

I. Vorwort

Zum ersten Mal erhielt ich die Diagnose Krebs im Jahr 2001. Damals war mir noch nicht bekannt, dass es ein Non-Hodgkin-Lymphom gibt und worum es sich dabei handelt. Inzwischen weiß ich, dass es eine seltene Erkrankung ist und die Medizin unter diesem Begriff verschiedene Krebserkrankungen zusammenfasst, die ganz unterschiedlich verlaufen können. Allen gemeinsam ist, dass sie in bestimmten Zellen im lymphatischen System ihren Ursprung haben - den Lymphozyten. Die Lymphknoten sind am häufigsten betroffen. Da das lymphatische System über den gesamten Körper verteilt ist, kann ein Non-Hodgkin-Lymphom überall im Körper auftreten.

Im ersten Augenblick, als mir 2001 die Diagnose gestellt wurde, glaubte ich innerhalb von Wochen sterben zu müssen, denn zu dieser Zeit war ein Freund von mir acht Wochen nach der Diagnose an Darmkrebs verstorben. Bei mir hatte es damals mit Kniebeschwerden begonnen, die mehrere Monate lang als Sportverletzung diagnostiziert und behandelt wurden. Erst die Kernspintomografie und eine Biopsie führten dann zur richtigen Diagnose. Es war mir jedoch gelungen, der Krankheit zu widerstehen. Ich hatte hervorragende ärztliche Begleitung durch die Medizinische Hochschule Hannover. Chemotherapie und Bestrahlung vertrug ich so gut, dass ich auch während der Therapie arbeiten und fast normal leben konnte.

Es heißt, dass fünf Jahre nach der Remission von einer vollständigen Heilung ausgegangen werden kann und somit wieder das gleiche Risiko wie bei jedem anderen besteht, an

Krebs zu erkranken. So war es auch bei mir. Ich hatte die Zeit der Therapie, die Aufenthalte in der Tagesklinik, die Medikamentengabe und die Chemo, die häufigen Bestrahlungstermine, die ein Jahr lang immer wieder in der Tagesklinik gegebenen Infusionen zum Knochenaufbau, die Gedanken, Bedenken und Ängste zwar nicht vergessen, sie waren aber schon weit in den Hintergrund getreten. Auch dass ich in der Zeit der Therapie keine Haare hatte und mich außerhalb meines Hauses nur mit einer Kappe bewegte, war bereits fast vergessen.

Doch dann, neun Jahre später, entdeckte ich plötzlich im Oktober 2010 von heute auf morgen Knoten seitlich am Hals. Nach einer Phase des »Nicht-wahrhaben-wollens« wurden diese operativ entfernt. Nach vielen Tagen der Untersuchung in der Pathologie wurde ein Rezidiv festgestellt. Erneut durchlief ich die komplette Prozedur: Chemo in der Tagesklinik, Bestrahlung, Haarausfall und Glatze. Und wieder habe ich die Therapie so gut vertragen, dass ich fast normal arbeiten und leben konnte. Nur war ich diesmal »mutiger« und habe mich mit Glatze auch in der Öffentlichkeit gezeigt. Überhaupt ging ich mit meiner Krankheit nun offensiver um und habe diese auch kundgetan.

Als Vorstand der Kaufmännischen Krankenkasse steht man jeden Tag »auf der Bühne«, absolviert sowohl interne Termine und Sitzungen, als auch öffentliche Veranstaltungen, bei denen man mit vielen Menschen zusammenkommt und etliche Hände schüttelt. Trotz meines durch die Chemo angeschlagenen Immunsystems habe ich mich jedoch stets so stark gefühlt, daran keine Abstriche vornehmen zu müssen - und so war es auch. Außerdem half mir etwas, das es heute nur noch selten im Arbeitsleben gibt: In unserem Zweivorstand und auch vom Verwaltungsrat genoss ich äußerstes Vertrauen und Unterstützung, was mir sehr geholfen hat. Ich wusste immer, dass mir mein Vorstandskollege unterstützend zur

Seite steht, wenn ich einen Termin oder eine Sitzung nicht wahrnehmen konnte.

Ja und so habe ich auch diese zweite Erkrankung überstanden oder besser gesagt besiegt. Ergänzend ist anzumerken, dass ich immer, bei jeder Erkrankung, versucht habe, weiterhin Sport zu treiben, d. h. zu laufen – natürlich nur so viel, wie der Körper es zugelassen hat, der, je länger die Therapie dauerte, umso geschwächerter war. Aber es hat mir stets gut getan.

Vier Jahre liegt diese zweite Erkrankung nun zurück und in der Zwischenzeit ist viel geschehen. Es kam zur Trennung von meiner langjährigen Ehefrau, doch ich lebe heute in einer neuen glücklichen Beziehung. Die Krankheit war schon längst wieder in den Hintergrund getreten, das Leben sehr intensiv und schön, und das sowohl beruflich, als auch privat, bei teilweisem Pendeln am Wochenende zwischen Hannover und München.

Als die Krankheit dann zum dritten Mal auftrat, wusste ich, dass ich mich aufgrund einer viel intensiveren Therapie und Eigen-Stammzelltransplantation vollständig zurückziehen will und muss. Und so ist die Idee entstanden, diesmal alles aufzuschreiben, nicht um für mich selbst alles aufzuarbeiten, sondern um den vielen Menschen, die sich dafür interessieren, Einblick zu geben in das, was bei einer derartigen Therapie alles mit einem passiert und welche Gedanken einen umtreiben.

Die Namen in diesem Buch sind überwiegend frei erfunden und es handelt sich um kein medizinisches Fachbuch, sondern um die Geschichte meines subjektiven Empfindens und Wahrnehmens sowie meines erworbenen Wissens als Patient.

II. Vor der Therapie

10. September

Es ist Abend und dämmt schon. Wir sind mit 200 km/h unterwegs auf der Rückfahrt von Berlin nach Hannover. Herr Bade fährt wie immer ruhig und sicher. Ich lege die Akten zur Seite und frage: »Herr Bade, wo sind wir denn?« »Wir sind schon kurz hinter Braunschweig. Wenn wir gut durch die Baustelle kommen, sind Sie in einer halben Stunde zu Hause«, sagt mir Herr Bade, lächelt und blickt kurz über den Rückspiegel zu mir. »Danke«, sage ich, »dann lief das heute ja hervorragend auf dem Rückweg.«

Zeit, um kurz die Augen zu schließen. Ich habe Hunger. Was koche ich mir denn heute noch? Spaghetti - die sind noch vorrätig in meinem kleinen Appartement. Genau, auf Spaghetti hab ich jetzt Appetit. Die gehen schnell und ich freu mich schon drauf. Zum Joggen habe ich heute keine Lust mehr, ist schon zu spät. Ich denke, da komme ich morgen Abend noch dazu. Morgen steht noch eine Großveranstaltung mit Mitarbeitern in Hannover an und dann gibt es noch einige Termine am Freitag. Am Freitagabend endlich geht der Flieger nach München zu meinem Schatz, mit dem ich ein ruhiges und harmonisches Wochenende verbringen werde. Wir wollen mal wieder zum Italiener gehen und schön essen. Bundesliga ist auch. Ich weiß gar nicht, gegen wen Hannover spielt. Bayern spielt gegen Stuttgart ... Ich nehme mir vor, auch mal wieder ins Stadion zu gehen - und freue mich darauf.

Am Sonntagmorgen werden wir gemeinsam joggen, eine schöne Runde um den See. Und ich bin schon gespannt, welche Lichtstimmung der See uns diesmal bieten wird: noch Frühnebel über dem See und Stille? Oder leichter Wind und der See liegt nicht so ruhig, oder vielleicht scheint schon die Sonne und spiegelt sich im See?

Seit drei Jahren sind Moni und ich jetzt zusammen. Ich bin glücklich. Am 25. September fliegen wir nach Sizilien und ich werde meinen 60. Geburtstag in aller Ruhe bei abgeschaltetem Handy gemeinsam mit Moni feiern – in Taormina, bei Wärme und Sonne, mit einem herrlichen Blick aufs Meer und auf den Ätna. Das Leben ist schön und ich bin glücklich.

Nur die Beule auf meiner Schulter geht nicht weg. Was ist das? Hab ich wieder Krebs? Das kann doch nicht sein. Nein, das ist etwas Harmloses. Die Beule verschwindet in den nächsten Tagen schon wieder und im November habe ich ja den Termin für meine Routineuntersuchung. Irgendwie ist mir jetzt heiß ...

Oh, wir halten an. Augen auf und wir sind tatsächlich schon da. »Danke Herr Bade, ich wünsche Ihnen noch einen schönen Abend.« Ich nehme meine Unterlagen und die Tasche und steige aus. Die Glieder sind vom langen Sitzen noch etwas steif. Einmal strecken, mit Herrn Bade noch schnell abstimmen, dass er mich morgen früh um halb acht Uhr abholt, noch kurz winken und Herr Bade fährt weiter. Post aus dem Briefkasten nehmen, nach oben gehen. So, nachdem die Tür hinter mir zu ist, die Krawatte abgelegt und die Jeans angezogen ist, ist Feierabend.

12. September

Die letzten Tage waren anstrengend. Gestern die Veranstaltung im Konferenzraum mit allen Führungskräften der Zentrale, heute das Arbeitsfrühstück mit dem

Topmanagement, anschließend noch ein Vorstandsdialog und Schreibtischarbeit ...

Jetzt am Flughafen lasse ich alles hinter mir. Der Flug scheint pünktlich zu gehen. Im Flugzeug ist noch Zeit, in Ruhe die Zeitung zu lesen. Und dann freue ich mich auf unser Wochenende. Heute Abend gibt es noch eine Kleinigkeit zu essen und ein Glas Wein. Es gibt viel zu erzählen und zu besprechen mit Moni, wir haben uns ja zwei Wochen lang nicht gesehen. Und ich will Moni erzählen, dass ich zwischendurch immer wieder diese Angst vor einer erneuten Krebserkrankung habe. Aber das Wochenende lassen wir uns nicht verderben ...

Endlich angekommen. Die Tür schließt sich hinter uns und wir nehmen einander erst einmal in die Arme. »Ich freue mich auf unser Wochenende Moni.« »Ich freue mich auch so sehr«, sagt Moni. »Wie geht's dir denn? Bist du müde?« Ich antworte: »Nein, müde nicht, aber hungrig. Ich freue mich jetzt auf etwas zu essen und ein Glas Wein. Und dann können wir darüber reden, was wir an unserem Wochenende machen. Aber ich muss dir gleich noch was sagen. Ich hab die ganze Woche über immer wieder die Angst vor Krebs gehabt, wegen dieser Beule auf der Schulter.« Kurze Pause und dann sagt Moni etwas, das mir sehr zu denken gibt: »Weißt du, wir haben bei keinem Telefonat darüber gesprochen, aber irgendwie ging es mir genauso. Ich habe auch Angst, dass es wieder Krebs ist ...«

Die folgenden Tage

Obwohl wir das Thema an diesem Wochenende nicht wieder aufnehmen, bleibt es doch irgendwo im Hinterkopf. Keiner spricht darüber und doch ist es begleitend immer präsent. Immer wenn ich meine Schulter mit dieser Beule sehe, denke ich daran. Wenn wir gemütlich am Tisch sitzen und plaudern und unseren frischen Fisch verspeisen und ein Glas

Wein trinken, schweifen die Gedanken plötzlich ab. Es kann doch nicht sein, dass ich wieder Krebs habe – oder vielleicht doch? Moni geht es sicher genauso. Ich spüre das. Aber sie spricht auch nicht weiter darüber. Beide wissen wir, dass es vernünftig wäre, die Untersuchung, die für November vorgesehen ist, einfach vorzuziehen. Andererseits ist es ja so lange auch nicht mehr hin. Und vielleicht ist der Prof. Gabler momentan gar nicht da und im Urlaub. Dann muss ich sowieso warten.

Morgen früh fliege ich zurück nach Hannover und dann stehen laufend wichtige Termine an. Ich habe jetzt auch gar keine Zeit für eine Untersuchung: Vorstandsdialoge, Breakfastclub, Rücksprachen mit Personalrat, Tagung mit Landesgeschäftsführern. Am Donnerstag geht's nach Berlin mit Übernachtung, am Freitag zurück und noch immer Termine. Am Wochenende bleibe ich in Hannover, gehe mal ins Büro und wieder mal ins Stadion. Und ich habe Zeit, mich mit meinen Kindern zu treffen – vorausgesetzt, sie haben Zeit; sind ja erwachsene Männer, die auch viel zu tun haben. Dies ist alles wichtig, deshalb bleibt keine Zeit für eine Untersuchung.

Die Woche darauf stehen ebenfalls noch viele wichtige Termine an, und dann fliege ich mit Moni erstmal ein paar Tage nach Sizilien, um diesem Geburtstagsritual zum 60. zu entfliehen. Da freue ich mich drauf. Also keine Zeit für eine Untersuchung.

Oder? Die Beule sehe ich jeden Tag. Mit Salbe einreiben hilft auch nicht. Wird die vielleicht auch noch größer? Verdammt noch mal, so ein Mist! Ich bin nur noch frei von diesen Gedanken und locker, wenn ich abgelenkt bin. Das bringt doch nichts.

Jetzt ist Schluss. Ich bitte meine Sekretärin irgendwie unter Berücksichtigung meines Terminkalenders zu versuchen, doch noch einen Termin bei Prof. Gabler zu bekommen – wird wahrscheinlich sowieso nicht klappen. Und Moni informiere ich, dass ich es zumindest versuche,

die Beule aufzuklären. Ich denke, ihr wird das sehr recht sein. Ich habe sowieso zu lange gezögert, und ich glaube, sie macht sich Sorgen.

18. September

Es hat doch geklappt. Meine Sekretärin Frau Renk hat mit Prof. Gabler einen Termin abgestimmt. Es ist jetzt acht Uhr und ich bin schon in der Medizinischen Hochschule eingetroffen. Schwester Olga mit ihrer stets guten Laune sagt: »Nehmen Sie Platz, wir nehmen gleich Blut ab.« Schwester Olga ist der Sonnenschein hier für mich, regelt terminlich immer alles optimal und ich fühle mich bei ihr einfach gut aufgehoben. Auch heute hat sie schon wieder alles organisiert. »Nach dem Blutabnehmen nehmen Sie draußen kurz Platz. Ich rufe gleich an und dann wird auch sofort eine Sonografie durchgeführt. Anschließend kommen Sie wieder hierher zu mir, dann wird der Professor auch schon da sein.« Wenn das alles so abläuft, bin ich bis spätestens um zehn Uhr im Büro und dann fahre ich heute Nachmittag nach Berlin – perfekt, denke ich.

Das Blutabnehmen geht wie immer schnell und problemlos. Dann die Sonografie. Sie findet in einem abgedunkelten Raum statt. Oberkörper freimachen und auf die Liege. Der weiße kalte Schleim kommt auf den Bauch und es geht los. Zunächst wird diese Beule auf der Schulter begutachtet, dann fährt der Doktor mit seinem Sonografiestab unter die Achsel und geht dann Richtung Hals. Bis jetzt war Stille. Doch nun beginnt der Arzt zu sprechen: »Da sind doch sehr deutliche Anzeichen von Lymphknoten, sowohl auf der Schulter, als auch unter der Achsel und am Hals. Der Knoten am Hals ist auch mit dem bloßen Auge zu sehen.« Mir gehen schon wieder tausend Dinge durch den Kopf. Vielleicht sind es normale Lymphknoten? Aber der Arzt zerstört sehr schnell meine Hoffnung. »Die Größe der Lymphknoten weist schon auf ein erneutes Lymphom hin«, sagt er. »Ich schreibe kurz den

Bericht; Sie können ihn gleich zu Professor Gabler mitnehmen.«

Während ich mich wieder anziehe und auf den Bericht warte, arbeitet es in meinem Kopf. Ich will es nicht wahrhaben, aber ich weiß es: Es ist so, auch wenn noch weitere Untersuchungsergebnisse vorliegen müssen. Ich habe wieder Krebs. Wieder ein Non-Hodgkin-Lymphom, wie auch schon vor dreizehn und vor vier Jahren – oder vielleicht doch nicht? Hin- und hergerissen bin ich und durcheinander. Ich habe doch in den nächsten Tagen und Wochen so viel vor: Ich muss doch arbeiten. Ich möchte meinen 60. Geburtstag feiern und habe schon Einladungen verschickt. Wir haben den Urlaub gebucht und bezahlt ... »Hier ist der Bericht«, reißt mich der Arzt aus meinen Gedanken. »Gehen Sie damit rüber zu Prof. Gabler. Ich wünsche Ihnen alles Gute.«

Wie durch Nebel gehe ich aus dem Zimmer. Ich nehme kaum die vielen Menschen wahr, die hier sitzen oder unterwegs sind, und gehe hinüber zur Ambulanz von Prof. Gabler. Dort nimmt mich die Schwester in Empfang. »Schwester Olga, es sieht nicht gut aus«, kündige ich ihr an. »Dann kümmere ich mich darum, dass Prof. Gabler gleich kommt. Nehmen Sie doch kurz Platz«, bittet sie.

Jetzt herrscht Leere in meinem Kopf. Nur die Überlegung, wann ich wen informiere steht im Vordergrund. Wenn sich die Diagnose bestätigt, muss ich gleich Moni anrufen, meine Söhne Markus und Stefan sowie meine Mutter informieren. Was sage ich nur, damit sich nicht alle gleich zu viel Sorgen machen? Außer mit diesen Personen möchte ich am liebsten mit niemandem darüber reden. Aber wie geht es nun mit meiner Arbeit weiter? Während der letzten beiden Therapien habe ich gearbeitet; das schaffe ich diesmal nicht. Ja und deshalb muss ich meinen Vorstandskollegen ebenfalls informieren. Die Gedanken und Überlegungen gehen wild durcheinander und sind nicht strukturiert. Irgendwie hat sich alles verändert. Chaos im Kopf.

Prof. Gabler ist da und ruft mich herein: »Bitte nehmen Sie Platz.« Da wir uns schon lange kennen, gibt es jetzt bei dem Gespräch auch kein Vorgeplänkel, sondern es geht gleich zur Sache: »Herr Hauke, der Sonografie zufolge besteht ein begründeter Verdacht auf ein Rezidiv des Non-Hodgkin-Lymphoms. Wir müssen das jetzt dringend weiter klären. Das heißt, der Knorpel an Ihrer Schulter muss entfernt und pathologisch untersucht werden.« erläutert mir Prof. Gabler und ergänzt: »Das sollten wir möglichst schnell machen. Ich rufe gleich Professor Klemperer an und sehe zu, dass das noch heute oder morgen klappt. Dann haben wir nächste Woche das Ergebnis.«

Jetzt ist der Punkt erreicht, an dem für mich absolute Gewissheit besteht, dass ich wieder an diesem blöden Krebs erkrankt bin – nun bereits zum dritten Mal. Aber gerade in diesem Moment vermischen sich die Leere und das gleichzeitige Durcheinander in meinem Kopf. Ich beginne an die Zukunft zu denken. Zuerst will ich möglichst schnell diesen Knoten auf der Schulter weghaben und erkundige mich bei Prof. Gabler: »Wenn das ein Rezidiv ist, wovon ich ausgehe, welche Therapie erfolgt dann? Wieder Chemo in der Tagesklinik und ...« Weiter komme ich gar nicht, denn Prof. Gabler stoppt mich sogleich: »Diesmal wäre eine Stammzelltransplantation erforderlich. Aber erst einmal abwarten. Nehmen Sie doch kurz Platz. Ich telefoniere und Schwester Olga informiert sie, wie es weiter geht.«

Ich nehme im Wartebereich Platz. Was um mich herum vorgeht, nehme ich nicht wahr. Aber mir ist schon klar, dass ich heute meinen Termin in Berlin absagen muss. Da kommt schon Schwester Olga auf mich zu: »Sie können gleich zu Professor Klemperers Sekretärin hinübergehen. Sie weiß Bescheid. Oder wissen Sie was: Ich gehe ein Stück mit, damit Sie es gleich finden.« Wir gehen durch die Flure der Klinik und treten hinaus ins Freie. Die Sonne scheint; es ist ein wunderbarer Tag. Das nehme ich noch auf, bevor mir Schwester Olga den Weg weist: »So, hier müssen Sie rüber

in den anderen Gebäudekomplex und dann gleich rechts.« Ich bedanke mich und gehe hinüber. Hier war ich noch nie. Rein ins Gebäude und dann rechts und da ist auch schon die Tür: »Vorzimmer Prof. Klemperer - Sekretärin: Frau Weiskopf«. Ich klopfe an und Frau Weiskopf empfängt mich mit den Worten: »Ich weiß schon Bescheid. Herr Prof. Klemperer ist heute nicht da. Ich rufe aber gleich den Oberarzt an und dann sehen wir weiter.« Ich bedanke mich und Frau Weiskopf bringt mich ein paar Türen weiter in ein Behandlungszimmer, wo sie mich bittet, Platz zu nehmen. »Der Oberarzt Herr Dr. Granner wird gleich kommen. Einen kleinen Moment bitte.«

Mitten im Behandlungszimmer steht eine Liege, entlang der Wände stehen Schränke mit medizinischen Geräten und ein Stuhl. Ich nehme Platz. Jetzt, wo ich allein bin, kommt mir wieder alles vor, wie in einem Traum. Alles ist so weit weg und unreal. Normalerweise würde ich jetzt noch etwas im Büro arbeiten und Rücksprachen halten, bevor es nach Berlin geht. Dabei scheint die Sonne heute so herrlich ... Und dann geht die Tür auf. Der junge dynamische Oberarzt tritt ein und stellt sich vor. Auch er ist bereits informiert und will sich die Beule auf der Schulter ansehen. »Ja, das Gewebe ist noch weich. Das müsste sich gut entfernen lassen. Möchten Sie das unter Vollnarkose oder mit örtlicher Betäubung machen lassen?« »Nur mit örtlicher Betäubung«, antworte ich. Irgendwie ist mir gar nicht bewusst, was da alles passiert. Dr. Granner weiter: »Momentan steht kein Operationssaal zur Verfügung. Können wir Sie denn telefonisch erreichen?« Ich gehe mit ihm zurück zur Sekretärin Frau Weiskopf und gebe meine Handynummer weiter. Frau Weiskopf und der Oberarzt sagen mir zu, entweder heute Nachmittag oder morgen anzurufen, wenn ein OP-Saal frei ist. Anschließend gehe ich nochmals zu Schwester Olga zurück und informiere sie über den aktuellen Stand.

Und dann raus aus der Klinik. Auf dem Weg zum Parkplatz versuche ich, klare Gedanken zu fassen. Informieren will ich momentan nur Moni, ansonsten möchte ich jetzt mit niemandem ... Schon werde ich vom klingelnden Handy wieder aus meinen Gedanken gerissen. Die Nummer kenne ich nicht. Ich gehe ran und höre die Stimme von Frau Weiskopf: »Wir haben doch noch kurzfristig einen OP-Saal frei. Bis wann können Sie denn zurück sein?« »Ich bin sofort zurück«, sage ich und lege auf. Irgendwie bin ich jetzt froh, dass es vorwärtsgeht und ich gar keine Zeit bekomme, meinen Gedanken nachzuhängen.

Tatsächlich geht nun alles ganz schnell: Frau Weiskopf bringt mich wieder in das Behandlungszimmer. Ich muss meinen Anzug, Schuhe und die gesamte Kleidung in einen roten Sack tun, den Frau Weiskopf mitnimmt und beaufsichtigt. Ich war ja für den Termin heute Abend in Berlin angekleidet: Anzug, Krawatte, Schuhe. Einschließlich Handy steckt jetzt alles in dieser großen roten Plastiktüte und ich hab ein Krankenhaushemd an.

Kaum bin ich auf der Liege, kommt der Oberarzt und ich werde auf ein fahrbares Bett gelegt. Es geht über die Flure zu einem Aufzug, mit dem wir in den dritten Stock fahren. Dort befinden sich die Operationssäle. Ich werde in den Vorraum eines OP-Saals gebracht, wo sich mir zwei Pfleger vorstellen: »Ich bin Peter und werde sie bei der Operation mit betreuen«, sagt einer der beiden und der andere ergänzt: »Und ich bin Wassilew und wir heben Sie jetzt auf den OP-Tisch.« Mein Angebot, selbst auf den OP-Tisch hinüberzusteigen, lehnen die beiden ab. Also werde ich »verlegt«, indem der OP-Tisch in den gekachelten und mit vielen Geräten ausgestatteten OP-Saal geschoben wird. Dr. Granner erklärt mir, dass ein grünes Tuch über mein Gesicht gelegt wird und dass er jetzt die Spritzen für die örtliche Betäubung setzt. »Nach den Spritzen werden wir fünfzehn Minuten warten und dann geht es los«, sagt er und geht noch einmal hinaus. Ich höre ihn draußen mit den Pflegern

sprechen. Sie unterhalten sich über irgendwelche organisatorischen Dinge des Krankenhauses, unter anderem darüber, dass dieser OP-Saal nur frei ist, weil es so viele krankheitsbedingte Ausfälle beim Personal gibt und er deshalb heute nicht verwendet wurde. Na dann hab ich ja Glück gehabt, denke ich - aber kann man das als Glück bezeichnen?

Soweit das unter dem grünen Tuch geht, sehe ich mich im OP-Saal ein wenig um. Der sieht genauso aus, wie OP-Säle auch im Film stets gezeigt werden. Und irgendwie komme ich mir eben auch wie im Film vor. Meine Gedanken beginnen, sich wieder zu überschlagen: Vielleicht ist ja doch alles harmlos - nein, kann gar nicht sein. Dieses Hin und Her im Kopf bleibt, bis der Pfleger und der Oberarzt zurückkehren. »So, es geht los. Spüren Sie hier an der Schulter noch was?« Ich verneine. Und dann ist es soweit. Es schmerzt zwar nicht, aber ich spüre schon, wie er schneidet, schabt und wieder schneidet und verätzt und, und, und ...

Eine Stunde dauert das Ganze und zwischendurch denke ich mir, hoffentlich ist es bald vorbei. Dann kommt der erlösende Satz: »Wir sind fertig. Jetzt nur noch nähen und verbinden.« Gott sei Dank. Vielleicht wäre eine Vollnarkose doch besser gewesen? Endlich ist die Wunde zugenäht und das grüne Tuch wird entfernt. Jetzt kann ich wenigstens wieder vernünftig atmen. Der Oberarzt zeigt mir das entnommene Gewebe. Es liegt in einem Glas in Flüssigkeit, ist ca. 3 cm lang und 1 cm dick und sieht aus, wie - ja wie Fleischgewebe, ganz komisch. Ich darf nicht aufstehen, sondern werde jetzt vom OP-Tisch auf das fahrbare Bett hinüber gehoben und im Erdgeschoss wieder in den Behandlungsraum geschoben. »Bleiben Sie noch etwa eine Stunde hier liegen«, sagt der Oberarzt. »Das ist nach der OP erforderlich, damit wir sicher gehen, dass ihr Kreislauf wieder stabil ist.«

Ich liege allein im Zimmer. Kurz darauf öffnet Frau Weiskopf die Tür und bringt mir die große rote Plastiktüte mit meinen Sachen. Sie erkundigt sich nach meinem Befinden, und ich sage ihr, dass alles okay ist. Dann bin ich wieder allein. Eine Stunde hier so herumzuliegen dauert mir zu lange. Ich muss dringend telefonieren. Es weiß ja bisher niemand, dass ich operiert worden bin. Also stehe ich auf, entledige mich dieses komischen Krankenhaushemdes und ziehe meine Klamotten an. Nur Sakko und Krawatte lasse ich noch weg. Ich nehme das Handy aus der Tasche und stelle fest, dass ich in diesem Raum überhaupt keinen Empfang habe – Mist!

Naja, so genau muss man es mit der Stunde, die man liegen bleiben soll, auch nicht nehmen. Und ich muss auch mal auf die Toilette. Also gehe ich raus auf den Flur und kann hier zumindest telefonieren. Ich rufe erst einmal Moni an und berichte ihr, dass ich bereits operiert worden bin und in Kürze gehen kann. Moni ist völlig irritiert und bestürzt am Telefon. Ich spüre das und sie will sofort nach Hannover kommen. Ich kann es ihr nicht ausreden. Sie will sofort die Arbeit abbrechen, nach Hause fahren, zusammenpacken und in ihrem kleinen Auto die 600 Kilometer nach Hannover fahren. Zum einen freue ich mich, weil es bestimmt nicht gut ist, in dieser Situation allein zu sein. Auf der anderen Seite mache ich mir riesige Sorgen, dass ihr etwas passieren könnte. Jetzt kommt auch noch der Oberarzt den Flur entlang und deutet auf mich und das Behandlungszimmer, was offenbar heißen soll, ich möge da wieder hineingehen. Okay, ich beuge mich der ärztlichen Autorität.

So, jetzt ist die Stunde aber vorbei. Die Wunde ist genäht und die Fäden verschwinden angeblich nach vierzehn Tagen von allein. Ich ergänze meine Kleidung um die Krawatte und das Sakko und gehe noch mal hinüber zur Sekretärin. »Kommen Sie bitte am Montag wieder vorbei, damit wir uns die Wunde noch mal ansehen und neu verbinden können«, sagt sie. Das werde ich natürlich tun, verspreche ich, und

gehe anschließend noch einmal zu Schwester Olga und Prof. Gabler, um sie zu informieren, dass ich bereits operiert worden bin und um zu erfragen, wann ich wieder in die Onkologie kommen soll. Auch das ist schnell erledigt, und jetzt will ich endlich hier raus. Zunächst muss ich noch einmal mit Moni telefonieren, mit meinen Söhnen Markus und Stefan sowie mit meiner Mutter. Dann spreche ich gleich mit meinem Vorstandskollegen.

Ich setze mich frisch operiert ins Auto und fahre ins Büro. Froh bin ich, dass mir in der Tiefgarage und im Aufzug niemand begegnet. Ich will jetzt keinen sehen. In der Büroetage gehe ich an meiner Sekretärin vorbei und sage nur: »Ich habe wieder Krebs« - gehe weiter in mein Büro, schließe die Tür und rufe sofort Moni an. Sie ist bereits auf dem Heimweg, um ihre Koffer zu packen und zu mir zu kommen. Sie sagt, sie will und wird mich jetzt in dieser Situation nicht allein lassen und ich würde doch das Gleiche auch für sie tun und, und, und ... Ich kann und will nicht dagegen argumentieren und freue mich natürlich riesig. Aber mit dem kleinen Auto und das jetzt, zu dieser Zeit, am Donnerstag im Berufsverkehr ... Hoffentlich geht das gut. Ich mache mir Sorgen. Als Nächstes rufe ich Markus an und informiere ihn. Auch er ist völlig perplex. Es passiert schon bei diesen Telefonaten, dass ich immer wieder die Tränen unterdrücken muss. Markus will auch ganz spontan nach der Arbeit bei mir vorbeikommen, um mich nicht allein zu lassen. Ich sage noch - wie ich das immer mache, obwohl ich es gar nicht so meine -, dass es nicht nötig sei, aber Markus ist Gott sei Dank genau so stur, wie ich es bin. Er bleibt dabei, dass er vorbeikommen wird. Und jetzt rufe ich Stefan und Mama an. Die Telefonate verlaufen ebenfalls emotional an der Grenze, da ich deutlich spüre, wie groß die Betroffenheit, der Wunsch zu helfen, aber auch die Hilflosigkeit ist.

Die Betäubungsspritze lässt allmählich nach und die Wunde beginnt zu schmerzen. Ich habe das Gefühl, dieses